[Version 4: 6.5.1998]

Mehrebenenmodelle und das Mikro-Makro-Problem in der empirischen Sozialforschung

Götz Rohwer

Mai 1998

Ruhr-Universität Bochum. Faktultät für Sozialwissenschaften.
Email: Goetz.Rohwer @ ruhr-uni-bochum.de

Einleitung

Mehrebenenmodelle treten mit dem Anspruch auf, einen Beitrag zur empirischen Bearbeitung des Mikro-Makro-Problems liefern zu können. Zum Beispiel heißt es in einer neueren Veröffentlichung: „Multilevel models help to solve a basic problem of the social sciences, namely, the reconciliation between the micro and macro perspectives on social reality.“ (Blien et al. 1994: 266) Mit den folgenden Überlegungen möchte ich zur Diskussion dieses Anspruchs beitragen.

Das Mikro-Makro-Problem kann unter verschiedenen Gesichtspunkten thematisiert werden (Alexander et al. 1987; insb. Alexander und Giesen 1987). Häufig werden zwei komplementäre Fragen unterschieden. Einerseits das „Aggregationsproblem“ (Hannan, 1971; Harder und Pappi, 1976) bzw. „Transformationsproblem“ (Lindenberg, 1977): Wie entstehen aus der Interaktion von Individuen „kollektive Phänomene“? Hier möchte ich die komplementäre Frage in den Mittelpunkt stellen: Wie wird das Verhalten von Individuen durch gesellschaftliche Verhältnisse beeinflußt? Oder in einer etwas anderen Formulierung aus der Perspektive der Lebensverlaufsforschung: Wie werden Individuen in ihren Lebensverläufen durch gesellschaftliche Verhältnisse beeinflußt? Daß es eine solche Beeinflussung gibt, ist eine selbstverständliche Voraussetzung unseres umgangssprachlichen Redens, die auch für die empirische Lebensverlaufsforschung grundlegend ist. Zum Beispiel sagt Karl Ulrich Mayer: „Lebensverläufe sind das Ergebnis einer Vielzahl von Einflüssen: ökonomisch und politisch bestimmte Gelegenheitsstrukturen, kulturell geprägte Vorstellungen, gesetzliche Altersnormen, institutionalisierte Positionssequenzen und Übergänge, individuelle Entscheidungen, Sozialisationsprozesse und Selektionsmechanismen.“ (Mayer 1990: 9) Aber es wird nicht immer vollständig klar, wie man sich die Art der Beeinflussung vorzustellen hat, insbesondere dann, wenn gleichzeitig auf individuelle Entscheidungen und soziale Bedingungen verwiesen wird.[1]

Eine weitgehend akzeptierte Vorstellung, von der auch in den folgenden Überlegungen ausgegangen wird, kann vorläufig so formuliert werden: die jeweils vorhandenen gesellschaftlichen Verhältnisse bilden Rahmenbedingungen für individuelles Handeln; oder etwas anders for-

[1] Hier ist noch eine typische Formulierung, wie sie in vielen Arbeiten der empirischen Lebensverlaufsforschung anzutreffen ist: „Clearly individuals' actions are reflected in their life histories and those of others, but equally, individuals' experiences reflect the structural facts which impinged upon them and moulded or constrained their experiences and actions.“ (Dex 1991: 2).

muliert: die gesellschaftlichen Verhältnisse bilden Rahmenbedingungen für Interaktionsprozesse sozialer Akteure, wobei als soziale Akteure sowohl Individuen als auch korporative Akteure betrachtet werden können. Da ich mich primär auf die Lebensverlaufsforschung beziehe, spreche ich im folgenden nur von Individuen.

Die Verwendung statistischer Modelle in der empirischen Sozialforschung legt es nahe, diese Grundvorstellung etwas anders zu formulieren, etwa so: die Entwicklung individueller Lebensverläufe hängt sowohl von individuellen – dem Individuum zurechenbaren – als auch von institutionellen – den sozialen Rahmenbedingungen zurechenbaren – Faktoren ab. Diese Unterscheidung von individuellen und den sozialen Rahmenbedingungen zurechenbaren Faktoren bzw. Merkmalen liefert dann einen Ausgangspunkt für die Konstruktion statistischer Mehrebenenmodelle. Zum Beispiel leiten Boyd und Iversen (1979: IX) ihre Arbeit über dieses Thema mit folgenden Worten ein: „To what extent are we affected by characteristics of the groups we belong to, and to what extent are we affected by our individual characteristics? This question lies at the very center of social science inquiry."

Man kann *konzeptionelle* und *statistische* Mehrebenenmodelle unterscheiden (vgl. Hummell 1972; Eeden und Hüttner 1982). Konzeptionelle Mehrebenenmodelle bemühen sich um einen begrifflichen Rahmen, mit dessen Hilfe sinnvoll von mehreren Ebenen und ihren Beziehungen gesprochen werden kann (vgl. z.B. Baumgartner et al. 1976; Huinink 1989, 1995). Im Unterschied zu statistischen Mehrebenenmodellen implizieren sie nicht unmittelbar eine bestimmte Methode der statistischen Datenverarbeitung. Statistische Mehrebenenmodelle können demgegenüber als Weiterentwicklungen von Modellen betrachtet werden, die in der empirischen Sozialforschung bereits seit langem verwendet werden (vgl. z.B. Boyd und Iversen 1979; Blien et al. 1994; Goldstein 1995); zu verweisen ist insbesondere auf das klassische Regressionsmodell.[2] Die neuere Diskussion statistischer Mehrebenenmodelle beginnt in der Regel mit der Frage, wie dieses klassische Regressionsmodell so modifiziert und erweitert werden kann, daß es zur empirischen Erfassung sowohl von individuellen als auch der jeweiligen sozialen Umwelt zurechenbaren Faktoren dienen kann. Die Diskussion dieser Modelle in der statistischen

[2] Obwohl ich mich in meinen Überlegungen in erster Linie auf die empirische Lebensverlaufsforschung beziehe, spreche ich häufig allgemeiner von empirischer Sozialforschung, da statistische Mehrebenenmodelle bislang hauptsächlich zur Bearbeitung traditioneller, nicht unmittelbar der Lebensverlaufsforschung zurechenbaren Fragestellungen eingesetzt worden sind; vgl. z.B. die Übersicht bei Goldstein, 1995.

Fachliteratur kreist dabei um Spezifikations- und Schätzprobleme. Auf diese Diskussion soll jedoch im folgenden nicht näher eingegangen werden. Ich möchte mich vielmehr mit zwei Fragen beschäftigen, die für die Begründung von Mehrebenenmodellen eine zentrale Bedeutung haben. Erstens, ob die Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen für die Formulierung von Erklärungsansprüchen empirischer Sozialforschung brauchbar ist; und zweitens, ob eine Konzeption sozialer Systeme, wie sie in konzeptionellen Mehrebenenmodellen vorgeschlagen wird, einen geeigneten Zugang zum Mikro-Makro-Problem in der empirischen Sozialforschung liefern kann.

Statistische Modelle für Individualdaten

In der empirischen Sozialforschung werden zahlreiche unterschiedliche Fragestellungen verfolgt, und dementsprechend werden auch zahlreiche unterschiedliche statistische Modelle verwendet. Viele dieser Fragestellungen haben jedoch eine ähnliche Form. Es geht zum Beispiel darum, die Schulleistungen von Schulkindern zu erklären; oder die Höhe des von erwerbstätigen Personen erzielten Einkommens; oder das Risiko, arbeitslos zu werden. Die Gemeinsamkeit liegt darin, daß man ein Merkmal – oder genauer gesagt: die Verteilung eines Merkmals bei einer als Gesamtheit konzipierten Menge von Individuen – erklären möchte.

Was ist damit gemeint, die Verteilung eines Merkmals (einer „abhängigen Variablen") zu erklären? Da es sich um einen Sachverhalt handelt, der sich im Zeitablauf verändern kann, erscheint es sinnvoll, ihn als das jeweils transitorische Ergebnis eines Prozesses zu betrachten. Und um was für Prozesse handelt es sich? Die Kritik an der „Variablensoziologie" hat daran erinnert, daß es sich um soziale Interaktionsprozesse handelt; ich glaube allerdings, daß die meisten empirischen Sozialforscher immer schon von dieser Vorstellung ausgegangen sind. Der entscheidende Punkt ist jedoch, daß diese sozialen Interaktionsprozesse sich im Rahmen von immer schon vorhandenen (wenn auch sich ändernden) gesellschaftlichen Verhältnissen abspielen. Es erscheint infolgedessen sinnvoll, nach sozialen Bedingungen dieser Prozesse zu fragen.

Darauf bezugnehmend kann der mit der Konstruktion statistischer Modelle verfolgte Erklärungsanspruch vorläufig so präzisiert werden: Es geht darum, herauszufinden und zu zeigen, wie die sozialen Interaktionsprozesse, die zur Bildung und Veränderung von Merkmalsverteilungen führen, von Bedingungen abhängig sind. Solche Bedingungen werden bei der Modellbildung in der Regel durch „unabhängige Variablen" zu erfassen versucht. Ob bzw. in welchem Ausmaß mit ihrer Hilfe die Verteilung der abhängigen Variablen erklärt werden kann, kann nicht allein mit statistischen Kriterien entschieden werden. Es hängt vielmehr hauptsächlich davon ab, was im Kontext der jeweils inhaltlich bestimmten Fragestellung sinnvoll als Bedingungen der Prozesse angesehen werden kann, die die empirische Verteilung der abhängigen Variablen hervorbringen, und ob es gelingt, die Wirksamkeit solcher Bedingungen theoretisch plausibel zu machen. Um diese Problemstellung zu betonen, spreche ich von *Bedingungen*, nicht von *Faktoren*. Damit soll darauf hingewiesen werden, daß den in statistischen Modellen repräsentierbaren Sachverhalten nicht eo ipso ein Einfluß auf soziale Prozesse unterstellt werden kann, sondern daß in jedem Fall geklärt werden muß, in welcher Weise sie *als Bedingungen sozialer Interaktionsprozesse* verstanden werden können; und daß also der potentielle Erklärungsanspruch statistischer Modelle entscheidend davon abhängt, in welcher Weise Variablen als Bedingungen von Interaktionsprozessen verstanden werden können.

Gelegentlich wird gesagt, daß der Erklärungsanspruch der empirischen Sozialforschung darin liege, individuelles Verhalten zu erklären (z.B. Coleman 1990: 1). Eine solche Formulierung erscheint mir jedoch fragwürdig. Vielleicht trifft sie einen Erklärungsanspruch psychologischer Modelle; in der soziologisch orientierten empirischen Sozialforschung besteht der zu erklärende Sachverhalt jedoch typischerweise nicht in individuellem Verhalten. Wenn man z.B. individuell erzielte Einkommen erklären möchte, besteht der Gegenstand der Erklärung nicht aus individuellen Handlungen, sondern zunächst aus einem individuell zurechenbaren Sachverhalt: dem jeweils erzielten Einkommen. Aber auch diese Aussage ist noch undeutlich. Zumindest in denjenigen Teilen der empirischen Sozialforschung, die sich statistischer Modelle bedienen, geht es nicht um das jeweils von bestimmten Individuen erzielte Einkommen, sondern um die Einkommensverteilung. Der zu erklärende soziale Sachverhalt ist in diesem Fall die Einkommensverteilung; oder anders formuliert: die Frage ist, warum es Einkommensunterschiede gibt und wodurch sie bedingt werden. Versucht man, diesen Teil der empirischen Sozialforschung soziologiegeschichtlich einzuordnen, erscheint es am sinnvollsten, darin eine empirische Bearbeitung der klassischen Frage nach der Beschaffenheit und den Bedingungen sozialer Differenzierung (Ungleichheit) zu sehen.

Es gibt allerdings Fragestellungen, bei denen die Vorstellung naheliegt, daß individuelles Verhalten erklärt werden soll. Zum Beispiel gibt es zahlreiche empirische Untersuchungen zum Arbeitsmarktverhalten von Frauen. Ein bereits oft untersuchter Aspekt sind Erwerbsunterbrechungen; man möchte herausfinden, wovon es abhängt, ob Frauen ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen, und wovon die Dauer der Erwerbsunterbrechungen abhängt. Hier scheint es dann nahezuliegen, zu sagen, daß individuelles Verhalten erklärt werden soll: das Arbeitsmarktverhalten von Frauen. Tatsächlich ist die Formulierung jedoch auch in diesem Beispiel fragwürdig. Der zu erklärende Sachverhalt ist ein individuell zurechenbarer Status: erwerbstätig oder nicht erwerbstätig zu sein (und man kann natürlich noch viele weitere Differenzierungen vornehmen). Wie im vorher angeführten Beispiel der Einkommensverteilung geht es auch hier um eine Merkmalsverteilung, die erklärt werden soll. Es ist zwar richtig, daß wir zur theoretischen Reflexion des Erklärungsanspruchs auf einen sozialen Interaktionsprozeß bezug nehmen müssen, der den zu erklärenden Sachverhalt hervorbringt. Aber dieser Interaktionsprozeß ist strenggenommen nicht der Gegenstand der Erklärung. Er ist dies schon deshalb nicht, weil er in der Modellkonstruktion implizit bleibt. Bei den üblichen Modellen gibt es in der Regel eine abhängige Variable, deren Verteilung den Gegenstand der Erklärung bildet, und eine Reihe erklärender Variablen. Wir versuchen dann den Zusammenhang zu verstehen, indem wir die erklärenden Variablen als Bedingungen des Interaktionsprozesses auffassen, der seinerseits die Verteilung der abhängigen Variablen hervorbringt. Diese Betrachtungsweise erscheint auch bei den meisten bisherigen Modellen zur Erklärung von Erwerbsunterbrechungen bei Frauen angemessen. Die Interaktionsprozesse, die tatsächlich zu einer Erwerbsunterbrechung führen, bleiben implizit; und sobald man sie explizit thematisiert, wird deutlich, daß es sich nicht einfach um individuelles Verhalten von Frauen handelt, sondern um einen komplexen Interaktionsprozeß mit einer Vielzahl von Akteuren. Ich will natürlich nicht ausschließen, daß auch solche Interaktionsprozesse zum Gegenstand von Beschreibungen und Erklärungen gemacht werden können. Denkt man jedoch an die Untersuchungen, die bisher (mithilfe statistischer Modelle) zum Thema Erwerbsunterbrechungen von Frauen durchgeführt worden sind, erscheint es angemessener, ihren Erklärungsanspruch in Analogie zum Beispiel der Einkommensverteilung zu verstehen: als einen Versuch, Bedingungen für das Zustandekommen sozialer Differenzierung (für eine *Verteilung* sozialer Sachverhalte) festzustellen.

Folgt man diesem Gedankengang, bezieht sich der mithilfe statistischer Modelle in der empirischen Sozialforschung verfolgte Erklärungsanspruch auf die Verteilung von (individuell zurechenbaren) Merkmalen bei Gesamtheiten von Individuen, in diesem Sinn auf einen „makrosoziologischen“ Sachverhalt. Die Qualität des Erklärungsanspruchs kann zunächst daran gemessen werden, inwieweit das Modell Einsichten in den sozialen Prozeß vermittelt, der diesen makrosoziologischen Sachverhalt" (die Verteilung der abhängigen Variablen) hervorbringt. Aber dies ist, wie eingangs bemerkt, nur die eine Hälfte des Mikro-Makro-Problems. Das komplementäre Problem besteht darin zu erfassen, wie die Subjekte der sozialen Prozesse, die die makrosoziologischen Sachverhalte hervorbringen, ihrerseits durch vorgängige soziale Bedingungen geprägt werden.

Individuell zurechenbare und Kontextmerkmale

Eine zentrale Frage ist deshalb, wie präzisiert werden kann, was mit *Bedingungen sozialer Interaktionsprozesse* gemeint ist. Anknüpfend an die einleitend getroffene Unterscheidung zwischen Individuen und sozialen Rahmenbedingungen erscheint es plausibel, zwei Arten von Bedingungen zu unterscheiden: Einerseits Bedingungen, die die Beschaffenheit der Akteure charakterisieren, die als Subjekte der Interaktionsprozesse auftreten; und andererseits soziale Rahmenbedingungen der Interaktionsprozesse. Darin liegt, wie schon gesagt worden ist, ein wesentlicher Ausgangspunkt für die Konstruktion von Mehrebenenmodellen. Bei ihrer Begründung wird zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen unterschieden; und die Modellbildung zielt dann darauf herauszufinden, wie ein zu erklärender Sachverhalt sowohl von individuell zurechenbaren als auch von Kontextmerkmalen abhängt.

Ein für die Entwicklung von Mehrebenenmodellen häufig als grundlegend angesehener Versuch zur Unterscheidung von individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen stammt von Paul Lazarsfeld und Herbert Menzel (1969). Ihr methodischer Ausgangspunkt liegt in der Frage, wie Merkmale (als Realisierungen von Variablen) *gemessen* werden können. Ihr begrifflicher Ausgangspunkt ist eine Unterscheidung zwischen Individuen und Kollektiven, die als Mengen von Individuen konzipiert werden.[3] Dementsprechend unterscheiden sie im wesentlichen drei Arten von Merkmalen: Merkmale, die jeweils für einzelne Individuen gemessen werden können (zum Beispiel ihr Einkommen); Merkmale, zu deren Messung auf soziale Beziehungen zwischen Individuen bezug genommen werden muß (zum Beispiel die Anzahl der Freunde); und Merkmale, die nur für Kollektive definiert werden können (zum Beispiel das Durchschnittseinkommen oder die Art der sozialen Beziehungen in einer Gruppe von Individuen).

[3] Diese Konstruktion kann natürlich fortgesetzt werden; man kann Kollektive zweiter Ordnung als Mengen von Kollektiven erster Ordnung konstruieren, usw.

Tatsächlich ist die von Lazarsfeld und Menzel vorgeschlagene Typologie von Individual- und Kollektivmerkmalen etwas komplexer;[4] für unsere Diskussion sind diese Details jedoch nicht wichtig. Wichtig ist vielmehr, daß die von ihnen gewählte Methode die Frage, was Individuen und was ihrer sozialen Umwelt zurechenbar ist, nicht löst, sondern umgeht. Besonders deutlich wird dies in ihrer Definition von „Kontextmerkmalen": das sind Merkmale von Kollektiven, die ihren individuellen Mitgliedern zugeschrieben werden, insofern sie Mitglieder des Kollektivs sind. Eine solche Zuschreibung ist natürlich immer möglich; aber sie zeigt nur, daß die Zuschreibung rein formal ist. Solange man auf dieser formalen Ebene bleibt, kann man auch umgekehrt jedes individuelle in ein Kontextmerkmal verwandeln, indem man von einer intensionalen zu einer extensionalen Definition wechselt; dann wird zum Beispiel aus der individuell zurechenbaren Eigenschaft, ein Arbeiter zu sein, die Eigenschaft, Mitglied einer geeignet abgegrenzten Menge (Klasse) von Arbeitern zu sein.[5]

Solange man nur nach einer formalen Zurechenbarkeit von Merkmalen fragt, kommt man, wie ich glaube, nicht weiter. Wenn der Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen eine wesentliche Bedeutung für die empirische Sozialforschung zukommen soll, muß sie begründet werden. Lazarsfeld und Menzel verwandeln dieses Begründungsproblem in ein Problem der formalen Zurechenbarkeit von Merkmalen. Sie gehen zwar von der Frage der Meßbarkeit von Variablen aus; aber da sich daraus kein Gesichtspunkt zur Charakterisierung unterschiedlicher sozialer Bedeutungen von Merkmalen entwickeln läßt, bleibt schließlich nur noch das Kriterium der formalen Zurechenbarkeit übrig. Man kann darin, wie ich zu zeigen versucht habe, ein Argument für die Beliebigkeit der Unterscheidung sehen. Wenn man dabei nicht stehen bleiben möchte, muß man sich überlegen, welche Arten von Problemstellungen eine Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen sinnvoll machen können. Ich sehe im wesentlichen nur zwei Arten von Problemen bzw. Erkenntnisinteressen.

Erstens, das Interesse der Individuen an Selbstdefinitionen. Menschen möchten gelegentlich wissen – und darüber reden können –, wer sie

[4] Sie unterscheiden drei unterschiedliche Arten von Kollektivmerkamlen und vier unterschiedliche Arten von Individualmerkmalen; vgl. dazu auch die ausführliche Diskussion bei Hummell, 1972.

[5] In umgangssprachlichen Äußerungen gibt es zwar oft subtile Unterschiede zwischen intensionalen und extensionalen Begriffsverwendungen; bei einer formalen begrifflichen Rekonstruktion werden sie jedoch meistens ignoriert.

selbst sind, im Unterschied zu und in Abgrenzung von ihrer sozialen Umgebung. Dieses Interesse begründet jedoch kein Erklärungsproblem der empirischen Sozialforschung. Die Selbstverständigungsbemühungen der sozialen Akteure können zwar zum Thema kulturhistorischer und kultursoziologischer Betrachtungen gemacht werden;[6] aber gerade die kulturellen Wandlungen im Verständnis dessen, was ein Individuum im Unterschied zu seiner sozialen Umwelt ausmacht, zeigen, daß diese Unterscheidung für eine erklärende Soziologie keine konstitutive Bedeutung haben kann.

Zweitens gibt es ein mit liberalen Gesellschaftstheorien verknüpftes Interesse daran, herauszufinden, wofür Individuen selbst verantwortlich sind und wofür andererseits die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen veranwortlich gemacht werden können. Zweifellos spielt diese Frage in der gesellschaftspolitischen Diskussion eine zentrale Rolle; und es ist verständlich, daß man sich von empirischer Sozialforschung einen Beitrag zur Aufklärung dieser Frage wünscht. Aber es muß überlegt werden, ob und ggf. wie ein solcher Beitrag geleistet werden kann. Empirische Sozialforschung kann sicherlich gewisse Einsichten liefern, wie das Zustandekommen sozialer Differenzierung (Merkmalsverteilungen) von Bedingungen abhängt. Aber die Frage der Zurechenbarkeit solcher Bedingungen hat einen anderen Charakter. Sie wird häufig so formuliert: Inwiefern entsteht soziale Differenzierung daraus, daß die Menschen ihren eigenen Interessen folgen, und inwiefern ist sie Folge einer spezifischen Verfaßtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse? Aber diese Formulierung erscheint mir in gewisser Weise irreführend zu sein; denn sie suggeriert die Vorstellung, daß sich (mithilfe von Mehrebenenmodellen) eine empirisch begründbare Antwort finden läßt. Dies ist jedoch ein Irrtum. Wofür Menschen selbst verantwortlich sind, und wofür vielmehr die sozialen Bedingungen ihrer Lebensverläufe verantwortlich sind, ist eine Frage, die letztlich nur normativ entschieden werden kann und zu deren Beantwortung empirische Sozialforschung keinen, oder bestenfalls einen kritischen Beitrag leisten kann.

Tatsächlich zielte der traditionelle Aufklärungsanspruch soziologischer Theorie mehr oder weniger explizit gegen rationalistische Konstruktionen einer Unterscheidung zwischen selbstverantwortlichen Individuen und ihren sozialen Rahmenbedingungen, indem gezeigt werden sollte, daß reale soziale Akteure sich als vernünftige Subjekte nicht selbst konstituieren können, sondern daß sie sowohl in ihren Handlungsmöglichkeiten als auch in ihrer Beschaffenheit als Subjekte von gesellschaftlichen Verhältnissen abhängig sind. Unabhängig davon, wie diese Kritik gesellschaftspolitisch formuliert werden kann, erscheint mir der Grundgedanke für empirische Sozialforschung immer noch konstitutiv zu sein. Dies gilt insbesondere für die empirische Lebensverlaufsforschung. Eine wesentliche theoretische Bedeutung dieses Forschungsansatzes kann nämlich darin gesehen werden, den Begriff des Individuums als eine traditionelle Schlüsselkategorie soziologischer Theoriebildung empirisch hinterfragbar zu machen.[7] Der entscheidende Punkt ist, Individuen als Subjekte von Lebensverläufen zu betrachten, die dann ihrerseits als eine zeitliche Abfolge von Ereignissen und Zuständen beschrieben werden können. Ein Individuum ist dann das, was es durch seinen jeweils bisherigen Lebensverlauf geworden ist. Man kann zwar immer noch danach fragen, welchen Anteil es selbst und welchen Anteil seine jeweilige soziale Umwelt an der Entwicklung seines Lebenslaufs hatte. Aber bei einer konsequent dynamischen Betrachtung von Lebensverläufen verliert diese Frage ihren empirischen Sinn; der Beitrag, den jedes Individuum selbst zur Entwicklung seines Lebensverlaufs beiträgt, und der Beitrag der jeweiligen sozialen Umwelt werden *in der Entwicklung des Lebensverlaufs* ununterscheidbar.

Als Konsequenz ergibt sich, daß beide Typen von Fragestellungen, durch die sich ein Interesse an der Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen Ausdruck verschaffen kann, durch empirische Sozialforschung nicht unmittelbar bearbeitet werden können. Dem entspricht, daß sich auch aus der Perspektive statistischer Modelle kein Gesichtspunkt gewinnen läßt, um der Unterscheidung einen Sinn zu geben. Ihr Erklärungsanspruch zielt darauf, soziale Bedingungen für soziale Differenzierung (Merkmalsverteilungen) zu ermitteln. Diese sozialen Bedingungen werden üblicherweise als Variablen (im statistischen Sinne des Wortes) konzipiert und dadurch den Individuen, auf die das statistische Modell bezug nimmt, zurechenbar gemacht. Diese Operation macht jedoch aus den jeweils erfaßten Sachverhalten keine „individuellen Merkmale“. Die Zurechnung ist rein formal; sie dient nur einer geeigneten Repräsentation von *Bedingungen* sozialen Handelns bzw. sozialer Interaktionsprozesse. Ob man die Gesamtheit solcher Bedingungen sinnvoll einteilen kann: einerseits in Bedingungen, die die Individuen als Individuen charakterisieren, und andererseits in Bedingungen, die ihren

[6] Vgl. z.B. Heller et al. 1986, Luhmann 1995.

[7] Somit kann man auch hoffen, daß durch die Lebensverlaufsforschung die Abhängigkeit soziologischer Theorie von der jeweils vorausgesetzten Idee des Individuums (von ihrem „Menschenbild“) zumindest abgeschwächt werden kann.

sozialen Kontext charakterisieren, ist nicht nur fragwürdig (wie ich zu zeigen versucht habe), sondern für die statistische Modellbildung und das Verständnis ihres Erklärungsanspruchs unwesentlich. Denn die Zurechnung von Merkmalen zu Individuen innerhalb des Modells ist eine rein formale Operation, deren Sinn nicht darin liegt, Individuen zu charakterisieren, sondern *Bedingungen* von Interaktionsprozessen.

Der Erklärungsanspruch verlangt allerdings eine Interpretation solcher Bedingungen. Da für das statistische Modell eine formale Zurechenbarkeit von Sachverhalten zu Individuen (bzw. den Analyseeinheiten des Modells) ausreicht, können beliebige Sachverhalte als Variablen betrachtet werden. Für die Modellkonstruktion ist es gleichgültig, ob sie sich sinnvoll als Bedingungen eines Interaktionsprozesses interpretieren lassen. Aber für den intendierten Erklärungsanspruch liegt hierin natürlich ein zentrales Problem. Es muß auf theoretisch plausible Weise gezeigt werden können, daß der durch eine Variable repräsentierte Sachverhalt als Bedingung eines Interaktionsprozesses wirksam ist; und dadurch entsteht für den Erklärungsanspruch eine offene Flanke. Denn damit ein sozialer Sachverhalt als Bedingung eines Interaktionsprozesses, d.h. für die Selektion von Handlungsalternativen, wirksam werden kann, muß er von den Subjekten dieses Prozesses wahrgenommen und interpretiert werden. Dies gilt unabhängig davon, ob die Auswahl einer Handlungsalternative schließlich die Form einer Entscheidung annimmt oder eingeübten Gewohnheiten folgt. Die Frage, wann in empirisch gehaltvoller Weise von Entscheidungen gesprochen werden kann, kann hier offen bleiben. Für den gegenwärtigen Gedankengang ist nur wichtig, daß zwar bereits in der Formulierung des Erklärungsanspruchs eine Unterscheidung zwischen Akteuren und Bedingungen ihrer Interaktionsprozesse vorausgesetzt werden muß. Aber diese Unterscheidung darf nicht mit der Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen verwechselt werden. Sie ist nur erforderlich, um von Bedingungen sprechen zu können, d.h. um sagen zu können, wofür die Bedingungen Bedingungen sind, und um dann die Frage anschließen zu können, in welcher Weise von einer Wirksamkeit der Bedingungen gesprochen werden kann.

Eine Klärung dieser Frage ist leider außerordentlich schwierig; und ich will dies hier deshalb nicht versuchen. Aber bereits die Fragestellung nach der Wirksamkeit von Bedingungen von Interaktionsprozessen erlaubt einen wichtigen Perspektivenwechsel zur Reflexion der Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen. Sie verweist nämlich darauf, daß die als Variablen in statistischen Modellen repräsentierbaren Sachverhalte nicht eo ipso Bedingungen für eine zu erklärende Merkmalsverteilung sind, sondern daß auf einen Interaktionsprozeß Bezug genommen werden muß, *durch den solche Sachverhalte zu Bedingungen werden*. Und zwar gilt dies gleichermaßen für individuell zurechenbare und Kontextmerkmale. Ein Beispiel liefert das individuell zurechenbare Merkmal „Geschlecht“. Offenbar verhalten sich Frauen und Männer in vielerlei Hinsicht unterschiedlich, und es gibt geschlechtsspezifisch unterschiedliche Erwartungen. Insofern ist es nicht verwunderlich, daß „Geschlecht“ eine in vielen statistischen Modellen signifikante Variable ist. Aber um mithilfe dieser Variablen etwas erklären zu können, muß man zeigen können, in welcher Weise sie eine relevante Bedingung der Interaktionsprozesse ist, auf die das Modell bezug nimmt. Dann sieht man jedoch sofort, daß die individuelle Zurechenbarkeit dieses Merkmals überhaupt nicht weiterhilft, daß vielmehr auf die konstitutiven Regeln (Institutionen) geachtet werden muß, die der Unterscheidung von Männern und Frauen einen jeweils kontextspezifischen Sinn geben. John Searle (1995) hat in m.E. sehr plausibler Weise vorgeschlagen, die logische Grundstruktur von Institutionen in Sätzen der folgenden Art zu sehen: X gilt als Y im Kontext Z. Akzeptiert man diese Betrachtungsweise, lassen sich alle Sachverhalte (Unterscheidungen), die in den statistischen Modellen der empirischen Sozialstrukturforschung als Variablen repräsentiert werden, als Institutionen ansehen. Ihre Wirksamkeit als Bedingungen von Interaktionsprozessen hängt deshalb davon ab, *wie* sie institutionalisiert sind. Insofern kann man sagen: Ganz unabhängig davon, ob und wie eine Unterscheidung in individuell zurechenbare und einen sozialen Kontext repräsentierende Variablen getroffen wird, um mit ihrer Hilfe etwas erklären zu können, müssen sie als Repräsentationen von Institutionen interpretiert werden. Das heißt jedoch, daß es sich um soziale Sachverhalte handelt, die sich einer individuellen Zurechenbarkeit entziehen.

Andererseits heißt dies nicht, daß den jeweils vorhandenen Selbstdefinitionen sozialer Akteure keine wichtige Bedeutung zukommt. Im Gegenteil, es erscheint empirisch begründbar, daß das soziale Verhalten von Akteuren auch davon abhängt, wie sie sich als Akteure im Hinblick auf die jeweils vorgefundenen Institutionen selbst definieren. Insofern kann die Explikation von Erklärungsansprüchen empirischer Sozialforschung nicht vermeiden, auf die jeweils vorhandenen, aber sich historisch wandelnden und selbst kontextabhängigen Selbstdefinitionen sozialer Akteure bezug zu nehmen. Diese unvermeidliche Bezugnahme kann jedoch als eine *empirische* Voraussetzung des Erklärungsanspruchs explizit gemacht werden. Die Notwendigkeit, eine solche Voraussetzung anzuerkennen, impliziert dann nicht den Anspruch, eine Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen (als eine für die Theoriebildung konstitutive Unterscheidung) begründen zu können. Die Unterscheidung wird vielmehr als ein institutionalisierter Sachverhalt im Gegenstandsbereich belassen, auf den sich der Erklärungsanspruch bezieht.

Als Ergebnis dieses Gedankengangs sollte die Schlußfolgerung gezogen werden, daß sich die Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen nicht eignet, um einen spezifischen Erklärungsanspruch von Mehrebenenmodellen zu begründen. Oder anders formuliert: diese Unterscheidung ist zwar, vermittelt durch die Selbstdefinitionen sozialer Akteure, für den Gegenstandsbereich der Modellbildung konstitutiv; empirische Sozialforschung sollte jedoch nicht mit dem Anspruch auftreten, unabhängig von diesen Selbstdefinitionen eine objektivierbare Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen begründen zu können.

Institutionen und soziale Systeme

Ein zweiter Gedankengang zur Begründung von Mehrebenenmodellen beruht auf der Vorstellung, daß durch soziale Interaktion soziale Systeme entstehen, die nicht nur als eigenständige soziale Gebilde beschrieben werden können, sondern denen sich auch ein empirisch erforschbarer Einfluß auf das Verhalten von Individuen zuschreiben läßt.[8] Diese Vorstellung motiviert das Reden von „Ebenen“; im einfachsten Fall gibt es dann zwei Ebenen: die Ebene der Individuen und die Ebene der durch ihre Interaktion entstehenden sozialen Gebilde. Ich möchte im folgenden erörtern, ob eine solche Unterscheidung zwischen Individuen und sozialen Systemen einen sinnvollen Zugang zum Mikro-Makro-Problem ermöglicht.

Als Ausgangspunkt kann folgende Bemerkung von Georg Simmel dienen: „Gesellschaft im weitesten Sinne ist offenbar da vorhanden, wo mehrere Individuen in Wechselwirkung treten.“ (Simmel 1894, 43) Hieran anknüpfend können zwei unterschiedliche Arten von Fragen gestellt werden. Einerseits kann man fragen, *wie* das geschieht, d.h. wie Individuen in Wechselwirkung treten. Die Fragestellung bezieht sich dann auf die Formen sozialer Interaktion. Andererseits kann man nach den sozialen

[8] Vgl. z.B. Baumgartner et al. 1976; Huinink 1989, 1995.

Phänomenen fragen, die durch die Interaktion der Individuen entstehen.

Verfolgt man die erste der beiden Fragestellungen, erscheint das Mikro-Makro-Problem in Gestalt der Frage, wie individuelles Verhalten in gesellschaftlichen Verhältnissen „sozial bestimmt“ ist. Um die Vorstellung einer solchen „Bestimmtheit“ kommunizierbar zu machen, kann der Begriff der Institution verwendet werden. In einer ersten Näherung sind damit die Regeln gemeint, denen die Individuen in ihrem sozialen Handeln folgen; und zwar sowohl die *konstitutiven* Regeln im Sinne von: X gilt als Y im Kontext Z, als auch die *regulativen* Regeln im Sinne von Normen, Konventionen, Satzungen usw. Und man kann dann weiter fragen, in welcher Weise solche Regeln existieren und was damit gemeint ist, daß Menschen solchen Regeln folgen.[9]

Bei der Konzeption von Mehrebenenmodellen wird dagegen *unmittelbar* an die zweite der beiden Fragestellungen angeknüpft. Der Ausgangspunkt liegt in der Vorstellung, daß durch soziale Interaktion neuartige soziale Gebilde entstehen; zum Beispiel Familien, Unternehmen, Gemeinden, Demonstrationen und Streiks. Die grundlegende Kategorie ist dann nicht der Begriff der Institution (in seiner Bezugnahme auf Formen sozialer Interaktion), sondern ein Begriff, der auf im Verhältnis zu den individuellen Akteuren „emergente“ soziale Phänomene zielt. Die soziologische Sprache kennt zahlreiche Wörter, die hierfür verwendet werden können, zum Beispiel “soziale Gruppe“, „Verband“, „Kollektiv“, „Organisation“. Gemeinsam ist allen diesen Begriffen die Vorstellung, daß es sich um eine mehr oder weniger dauerhaft strukturierte Gesamtheit von Individuen handelt. Sucht man nach einem möglichst allgemeinen Begriff, erscheint der des „sozialen Systems“ am brauchbarsten.[10] Denn obwohl es Autoren gibt, die bei diesem Begriff die Vorstellung zu vermeiden versuchen, daß es sich um Mengen von Individuen handelt, verweist er doch in seiner üblichen Bedeutung eindeutig auf den Grundgedanken: daß durch Systembildung Elemente zu einer neuen Art von

[9] Es ist schwer, zu einer klaren Definition des Begriffs „Institution“ zu gelangen; vgl. z.B. Scott 1995. Mir erscheinen diejenigen Versuche am aussichtsreichsten, die mit dem Begriff einer sozialen Regel operieren. Denn dann kann am besten auf das zentrale Problem aufmerksam gemacht werden: daß soziales Verhalten in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zwischen Regeln befolgen und von ihnen abweichen besteht; vgl. z.B. Cancian 1976. Leider ist der Begriff der sozialen Regel nicht vollständig klar; vgl. die Erörterungen in Collett 1977. Die m.E. gegenwärtig gründlichste Diskussion findet sich bei Searle (1995), der insbesondere die Unterscheidung zwischen konstitutiven und regulativen Regeln ausgearbeitet hat.

[10] Er wird auch häufig von Autoren verwendet, die Mehrebenenmodelle konzipiert haben; vgl. z.B. Baumgartner et al. 1976; Huinink 1989, 1995.

Gesamtheit zusammengefaßt werden.[11] Wenn diese Vorstellung zur Begründung von Mehrebenenmodellen verwendet wird, kann dementsprechend von systemtheoretisch konzipierten Mehrebenenmodellen bzw. von einer systemtheoretischen Begründung von Mehrebenenmodellen gesprochen werden.

Diese Basisunterscheidung zwischen Individuen und sozialen Systemen bildet nun den Ausgangspunkt für eine spezifische Formulierung des Mikro-Makro-Problems, nämlich in Gestalt von zwei komplementären Fragen. Einerseits: Wie geschieht die Systembildung, d.h. wie wird ein soziales System durch die Interaktion der beteiligten Akteure hervorgebracht? Und andererseits: Wie wird umgekehrt das soziale Handeln der Individuen durch die sozialen Systeme, die ihre Interaktion hervorgebracht hat, beeinflußt?

Die erste dieser beiden Fragestellungen erscheint mir vergleichsweise unproblematisch, denn zumindest in einigen Fällen lassen sich plausible Antworten entwickeln. Interessiert man sich zum Beispiel dafür, wie Familien gebildet werden, kann man den Interaktionsprozeß, der dazu führt, meistens auf einfache Weise beschreiben. (Die Details der Beschreibung hängen natürlich davon ab, von welcher Definition von „Familie“ ausgegangen wird.) Wie bereits durch die Fragestellung vorausgesetzt wird, erwartet man als Antwort die Beschreibung eines Interaktionsprozesses, durch den ein soziales System hervorgebracht worden ist. Wenn solche Prozesse sehr oft stattfinden, wie z.B. bei der Familienbildung, kann man auch zu abstrakteren Beschreibungsformen übergehen und versuchen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede festzustellen.[12] Entscheidend ist jedoch, daß zur Beschreibung der Interaktionsprozesse, die zur Bildung sozialer Systeme führen, vorausgesetzt werden muß, daß es sich um institutionalisierte Prozesse handelt. In gewisser Weise ist dies trivial. Ein soziales System kann nicht einfach als eine Menge von Individuen definiert werden. Eine Menge von Individuen wird erst dann zu

[11] In formalen Darstellungen wird dementsprechend eine mengentheoretische Terminologie verwendet; vgl. Huininks (1989) Diskussion von Mehrebenensystemmodellen.

[12] Dies ändert jedoch nichts daran, daß es sich bei den möglichen Antworten um Darstellungen historischer Prozesse handelt. Damit entsteht die Frage, inwiefern es sich um eine Aufgabe von Historikern oder von Soziologen handelt. Die Abgrenzung ist bekanntlich umstritten. Einige Autoren (z.B. Coleman 1990: 21f) sind der Ansicht, daß der Historiker die Aufgabe habe, singuläre historische Prozesse zu beschreiben, und daß demgegenüber Soziologen nach „Generalisierungen“ suchen sollten. Die Frage ist dann, welche Art von Interaktionsprozessen hinreichend oft auf vergleichbare Weise stattfinden, um generalisierbare Beschreibungen zu ermöglichen, und welchen logischen Status solche Generalisierungen haben.

einem sozialen System, wenn es bestimmte, nicht nur zufällige, sondern institutionalisierte Interaktionsbeziehungen zwischen ihnen gibt. Reden wir von einer Familie, oder von einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, oder von einem Sportverein oder einem Industrieunternehmen, meinen wir nicht einfach nur zufällig zustandegekommene Mengen von Individuen, sondern beziehen uns auf jeweils typische Interaktionsformen. Ohne uns darauf beziehen zu können, könnte nicht entschieden werden, ob ein Individuum zu einem sozialen System gehört oder nicht. Insofern kann man sagen, daß die Konzeptualisierung von jeweils spezifischen Institutionen eine logische Voraussetzung für die begriffliche Fixierung sozialer Systeme ist, und mithin für die Vorstellung, daß soziale Systeme durch Interaktion entstehen. (Ergänzend kann im übrigen darauf hingewiesen werden, daß nicht jeder Institution ein soziales System – als eine mehr oder weniger dauerhaft durch eine Interaktionsstruktur verbundene Menge von Personen – korrespondiert. Zum Beispiel ist Geld eine Institution, definierbar durch die Menge der Regeln, die uns sagen, was Geld ist und wie mit Geld umgegangen werden kann. Aber es erscheint nicht sinnvoll, die Menge aller Individuen, die mit diesen Regeln vertraut sind, infolgedessen als ein soziales System zu betrachten.)

Wesentlich problematischer ist demgegenüber die zweite, meistens als komplementär angesehene Fragestellung des Mikro-Makro-Problems: Wie werden Individuen in ihrem sozialen Handeln durch soziale Systeme beeinflußt? Ich möchte infrage stellen, ob es sich überhaupt um eine angemessene Problemformulierung handelt. Die Schwierigkeit liegt darin, wie die Annahme, daß soziale Systeme einen Einfluß auf Individuen haben können, begrifflich präzisiert werden kann. Bei der systemtheoretischen Konzeption von Mehrebenenmodellen wird sie zumeist als eine Basisanahme bei der Definition sozialer Systeme einfach vorausgesetzt. Zum Beispiel wird gesagt: „A multi-level system or process is composed of subsystems, one or more of which stands in a qualitatively asymmetric or subordinate relationsship to a dominant variable, process or subsystem. The latter regulates, operates upon, or changes the relationships or processes at the lower level.“[13] Formulierungen dieser Art bleiben jedoch typischerweise sehr allgemein. Um sie auf das soziologische Mikro-Makro-Problem beziehen zu können, muß genauer gefragt werden, wie eine Beeinflussung von Individuen durch soziale Systeme konzeptualisiert werden kann.

Man kann sich zunächst fragen, wie überhaupt das Verhalten von

[13] Baumgartner et al. 1976: 25. Vgl. hierzu auch Huinink 1989; Huinink 1995: 36ff.

Individuen beeinflußt werden kann. Entsprechend der eingangs getroffenen Unterscheidung zwischen Individuen und ihren Handlungsbedingungen kann man zwei Möglichkeiten unterscheiden. Einerseits eine Einflußnahme auf die physische, psychische und kognitive Beschaffenheit der Individuen; und andererseits eine Einflußnahme auf die Beschaffenheit ihrer Handlungsbedingungen. Beide Vorstellungen erscheinen sinnvoll. Zum Beispiel kann man im ersten Fall an Sozialisations- und Ausbildungsprozesse denken, und im zweiten Fall an die zahlreichen Versuche, Institutionen durch eine Einflußnahme auf ihre rechtliche Verfassung zu ändern.

Es entsteht dann jedoch sofort eine komplementäre Frage: wem eine solche Einflußnahme zurechenbar ist. Sich als Subjekt einer solchen Einflußnahme ein soziales System vorzustellen, hilft nicht weiter; diese Vorstellung schafft weder konzeptionelle Klarheit noch macht sie die unterstellte Einflußnahme empirisch untersuchbar. Tatsächlich ist die Vorstellung, daß soziale Systeme einen Einfluß auf Individuen ausüben können, in vielen Fällen durchaus unplausibel. Man denke zum Beispiel an Familien. Die Vorstellung, daß das Verhalten der Familienmitglieder durch die Familie, aufgefaßt als ein soziales System, beeinflußt oder sogar gesteuert wird, vermittelt keine angemessene Beschreibung der Interaktionsprozesse, durch die sich Familien als soziale Systeme bilden und reproduzieren; und vor allem: sie liefert auch keinerlei Gesichtspunkt zur Erklärung von Interaktionsprozessen in Familien.

Man kann sich jedoch überlegen, woran dies liegt. In seiner gewöhnlichen Verwendung ist für den Begriff des sozialen Systems die Vorstellung konstitutiv, daß es sich um ein aus der Interaktion von Individuen entstandenes Gebilde handelt. Hier knüpft unmittelbar die erste Hälfte des Mikro-Makro-Problems an: Wie entstehen soziale Systeme aus der Interaktion von Individuen bzw. wie entwickeln und verändern sie sich durch die sie tragenden Interaktionsprozesse. Der entscheidende Punkt, auf den ich bereits aufmerksam gemacht habe, ist nun, daß bereits zur Definition sozialer Systeme auf die Vorstellung zurückgegriffen werden muß, daß die sie bildenden bzw. verändernden Interaktionsprozesse institutionalisiert sind. Institutionen und soziale Systeme sind jedoch begrifflich zu unterscheiden. Institutionen fixieren die jeweils geltenden Formen sozialer Interaktion; die Konzeption sozialer Systeme verweist dagegen auf Mengen von Individuen, die durch eine Interaktionsstruktur verbunden sind. Durch diese begriffliche Konstruktion wird es sinnlos, dem sozialen System selbst einen Einfluß auf seine Mitglieder zu unterstellen. Wenn an der Vorstellung festgehalten werden soll, daß Individuen in ihrem

Verhalten durch gesellschaftliche Verhältnisse beeinflußt werden, kann diese Einflußnahme nur auf der Ebene von Institutionen begrifflich fixiert werden. Um also zum Beispiel zu verstehen, daß Menschen, die in Familien zusammenleben, sich als Familienmitglieder verhalten, muß man die konstitutiven und regulativen Regeln explizieren, die die Institution Familie charakterisieren. Dies liefert zugleich einen Zugang zur empirischen Erforschung von Familien, geleitet durch die Frage: *wie* verhalten sich Menschen in Familien? Es bleibt natürlich die Frage, *warum* sich Menschen mehr oder weniger entsprechend und manchmal deutlich abweichend von den jeweils gegebenen Institutionen verhalten. In dieser Frage liegt die zentrale Schwierigkeit des soziologischen Mikro-Makro-Problems, und ich will, wie gesagt, hier nicht versuchen, eine Antwort zu finden. Aber man kann sicher sagen, daß durch die Vorstellung, daß Menschen durch soziale Systeme beeinflußt werden, eine Antwort nicht zu finden ist.

Das gilt auch in denjenigen Fällen, in denen sich soziale Systeme auf plausible Weise als korporative Akteure auffassen lassen.[14] Wir verbinden dann mit dem sozialen System die Vorstellung eines kollektiven Entscheidungsprozesses (der natürlich nicht alle Mitglieder des Systems einschließen muß), durch den sich das System als ein Akteur konstituieren kann. Infolgedessen hat man eine Charakterisierung, die es sinnvoll zu machen scheint, dem System selbst die Möglichkeit einer Einflußnahme zurechenbar zu machen. Sobald man sich überlegt, worin eine solche Einflußnahme bestehen kann, stößt man jedoch erneut auf einen logischen Primat von Institutionen. Abgesehen von unmittelbaren physischen Einwirkungen kann immer nur versucht werden, die Institutionen zu beeinflussen, die das Verhalten von Individuen bestimmen. In modernen Gesellschaften geschieht dies primär durch eine Einflußnahme auf die rechtliche Verfaßtheit von Institutionen. Es ist jedoch eine bekannte Tatsache, daß durch Änderungen in der Rechtsform nicht unmittelbar die intendierten Änderungen in der institutionellen Verfaßtheit sozialer Interaktionsprozesse erzeugt werden können. Man stößt also wieder auf die Frage, in welcher Weise Institutionen existieren und wie sie das Verhalten von Individuen bestimmen. Diese theoretische Kernfrage des soziologischen Mikro-Makro-Problems wird jedoch tendenziell unsichtbar gemacht, wenn von einer systemtheoretischen Problemformulierung ausgegangen wird, die mit der Annahme beginnt, daß soziale Systeme das Verhalten von Individuen beeinflussen können.

---

[14] Vgl. zu diesem Begriff Coleman, 1974.

Zusammenfassung

Ein wesentliches Motiv für die Konzeption von Mehrebenenmodellen kann in der Einsicht gesehen werden, daß die Ergebnisse sozialer Interaktionsprozesse nicht nur von der Beschaffenheit ihrer individuellen Subjekte abhängig sind, sondern auch von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen sich diese Interaktionsprozesse abspielen. Insofern dies durch die Konzeption von Mehrebenenmodellen betont und explizit gemacht worden ist, kann sicherlich gesagt werden, daß dadurch ein Fortschritt im Problembewußtsein empirischer Sozialforschung entstanden ist. Es muß jedoch überlegt werden, wie diese Einsicht in konzeptionell klare und empirisch bearbeitbare Fragestellungen umgesetzt werden kann An diesem Anspruch gemessen ist die Konzeption von Mehrebenenmodellen fragwürdig. Ihre Begründung ist bisher hauptsächlich von zwei Vorstellungen ausgegangen. Einerseits wurde versucht, eine Unterscheidung zwischen individuell zurechenbaren und Kontextmerkmalen zu verwenden; andererseits (oder ergänzend) wurde versucht, von der Konzeption eines sozialen Systems auszugehen, das auf seine Elemente (Individuen) Einfluß nehmen kann. Wie ich zu zeigen versucht habe, liefern beide Vorstellungen keinen befriedigenden Zugang zum Mikro-Makro-Problem der empirischen Sozialforschung: wie soziale Interaktionsprozesse durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie sich entwickeln, beeinflußt werden.

Um in der konzeptionellen Klärung des Mikro-Makro-Problems voranzukommen, sollte man von einem logischen Primat von Institutionen ausgehen. Damit ist gemeint, daß zur Beschreibung sozialer Interaktionsprozesse und ihrer Subjekte Institutionen (d.h. ihre konstitutiven Regeln: X gilt als Y im Kontext Z) immer schon vorausgesetzt werden müssen. Gleichwohl erscheint es nicht ausgeschlossen, in der Konzeption empirischer Modelle zur Erklärung sozialer Differenzierung (Merkmalsverteilungen) gewisse Fortschritte zu erzielen. Denn die Einsicht, daß die Ergebnisse sozialer Interaktionsprozesse nicht nur von der Beschaffenheit ihrer individuellen Subjekte, sondern auch von der Form der Interaktionsprozesse abhängen, kann auch ohne eine vollständige konzeptionelle Klärung des Mikro-Makro-Problems in die empirische Forschungspraxis umgesetzt werden; indem versucht wird, *Strukturen* von Interaktionsprozessen als Variablen in der Modellbildung repräsentierbar zu machen. Diese Strukturen, wie sie z.B. in der Analyse sozialer Netzwerke deskriptiv ermittelt werden, sind zwar begrifflich von Institutionen zu unterscheiden. Aber es erscheint plausibel, daß durch eine explizite Berücksichtigung struktureller Eigenschaften von Interaktionsprozessen die Erklärungsmöglichkeiten empirischer Modelle gesteigert werden können.

Literaturangaben

Alexander, Jeffrey C., und Bernhard Giesen, 1987: From Reduction to Linkage: The Long View of the Micro-Macro-Debate. In: J. C. Alexander, B. Giesen, R. Münch, N. J. Smelser (eds.): The Micro-Macro Link, 1 – 42. Berkeley: University of California Press.

Alexander, Jeffrey C., Bernhard Giesen, Richard Münch und Neil J. Smelser (eds.), 1987: The Micro-Macro Link. Berkeley: University of California Press.

Baumgartner, Tom, Tom R. Burns, L. David Meeker und Bradford Wild, 1976: Open Systems and Multi-Level Processes: Implications for Social Research. International Journal of General Systems 3, 25 – 42.

Blien, Uwe, Michael Wiedenbeck und Gerhard Arminger, 1994: Reconciling Macro and Micro Perspectives by Multilevel Models: An Application to Regional Wage Differences. I. Borg, P. P. Mohler (eds.): Trends and Perspectives in Empirical Social Research, 266 – 282. Berlin-New York: de Gruyter.

Boyd, Lawrence H., und Gudmund Iversen, 1979: Contextual Analysis: Concepts and Statistical Techniques. Belmont: Wadsworth Publ.

Cancian, Francesca M., 1976: Norms and Behavior. In: J. J. Loubser, R. C. Baum, A. Effrat, V. Meyer Lidz: Explorations in General Theory on Social Sciences, Vol. I, 354 – 366. New York: Free Press.

Coleman, James S., 1974: Macht und Gesellschaftsstruktur. Tübingen: Mohr 1979.

Coleman, James S., 1990: Foundations of Social Theory. Cambridge: Harvard University Press.

Collett, Peter (ed.), 1977: Social Rules and Social Behaviour. Oxford: Basil Blackwell.

Dex, Shirley, 1991: Life and Work History Analyses. In: S. Dex (ed.): Life and Work History Analyses: Qualitative and Quantitative Developments, 1 – 19. London: Routledge.

Eeden, Pieter van den, und Harry J. M. Hüttner, 1982: Multi-Level Research (= Current Sociology, Vol. 30, No. 3). London: Sage.

Goldstein, Harvey, 1995: Multilevel Statistical Models (2nd ed). London: Edward Arnold.

Hannan, Michael T., 1971: Aggregation and Disaggregation in Sociology. Toronto: Lexington Books.

Harder, Theodor, und Franz U. Pappi, 1969: Mehrebenen-Regressionsanalyse von Umfrage- und ökologischen Daten. In: H. J. Hummell, R. Ziegler: Korrelation und Kausalität, Band 3, 506 – 530. Stuttgart: Enke.

Heller, Thomas C., Morton Sosna, und David E. Wellbery (eds.), 1986: Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought. Stanford:
Stanford University Press.

Huinink, Johannes, 1989: Mehrebenensystem-Modelle in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Huinink, Johannes, 1995: Warum noch Familie? Frankfurt: Campus.

Hummell, Hans J., 1972: Probleme der Mehrebenenanalyse. Stuttgart: Teubner.

Lazarsfeld, Paul F., und Herbert Menzel, 1969: On the Relation Between Individual and Collective Properties. In: A. Etzioni (ed.): A Sociological Reader on Complex Organizations, 499 – 516. New York: Holt, Rinehart & Winston 1969.

Lindenberg, Siegwart, 1977: Individuelle Effekte, kollektive Phänomene und das Problem der Transformation. In: K. Eichner, W. Habermehl (Hg.): Probleme der Erklärung sozialen Verhaltens, 46 – 84. Meisenheim: Hain.

Luhmann, Niklas, 1995: Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum. In: ders., Soziologische Aufklärung 6, 125 – 141. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Mayer, Karl Ulrich, 1990: Lebensverläufe und sozialer Wandel. Anmerkungen zu einem Forschungsprogramm. In: K. U. Mayer (Hg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel, 7 – 21. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Nowotny, Helga, 1975: Selbst mehrere Ebenen ergeben noch keine Struktur. Österreichisches Jahrbuch fuer Soziologie, 9 – 25.

Scott, W. Richard, 1995: Institutions and Organizations. Thousand Oaks, CA.: Sage.

Searle, John R., 1995: The Construction of Social Reality. New York: Free Press.

Simmel, Georg, 1894: Das Problem der Soziologie. In: ders., Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse (41 – 49), hrsg. von M. Landmann. Frankfurt: Suhrkamp 1987.